

(Nachdruck verboten.)

9]

## Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautskij.

Eilise hatte das Fenster geöffnet, aber der dadurch entstandene Zug war ihr empfindlich und sie hatte es wieder geschlossen. Nur die Küchentür nach dem Gange zu stand weit offen. Sie nahm den rotglühenden Stahl aus dem Herde und versuchte ihn einzuschieben, aber die übergroße Hitze hatte ihn ausgedehnt und sie konnte ihn nicht mehr in das Bügeleisen hineinbringen. Vor dem Herd auf den Knien liegend, stieß sie das Eisen wiederholt gegen den Steinboden und rüttelte daran — umsonst, es wollte ihr nicht gelingen.

Sie hielt einen Augenblick inne, ehe sie den Versuch wiederholte. Da näherten sich Schritte der Thür, Fritz erschien in derselben.

Er brachte Frau Witte einen Eimer Wasser von der Leitung im Parterre herauf, wie er es jeden Abend zu thun pflegte, stellte ihn auf die Wasserbank zunächst der Thüre, ohne die am Boden Kauernde zu bemerken, und wollte wieder hinaus.

Sie rief ihn an.

„Fritz, wart' einen Augenblick.“

„Was denn?“

„Hilf mir.“ Sie hatte sich schon erhoben und hielt ihm das Eisen entgegen. „Ich bring' den Stahl nicht hinein, vielleicht kannst Du's.“

Er hatte es im Nu bewerkstelligt, aber als sie ihm das Eisen aus der Hand nehmen wollte, trat er vor ihr einen Schritt zurück.

„Wohin soll ich's stellen, es ist schwer.“

Siewies mit dem Kopf nach der Stube; dorthin auf den Kof. Er kam dem Befehl nach, wandte sich aber sofort wieder der Thüre zu. Sein Benehmen war so auffallend, daß sie ihn fragte, was er denn habe.

„Was soll ich denn haben,“ antwortete er verdrossen, „hin bin ich von der Schinderei.“

„Ich glaub' Dir's, und da bringst Du mir noch das Wasser herauf; sek' Dich einen Augenblick, ruh' Dich aus.“

Er schüttelte abwehrend den Kopf. „Ach nein, wozu.“

Er wollte hinaus, aber schon stand sie in der Thüre und, wie um ihr auszuweichen, ließ er sich in den Stuhl fallen, der ihm zunächst stand.

„Ich bin schauerlich müd,“ murmelte er, seine plötzliche Nachgiebigkeit motivierend.

Sie blickte ihn an.

Wie häßlich und verwildert er aussah. Er hatte den ganzen Tag beim Feuer gearbeitet und sich noch nicht das Gesicht gereinigt. Es war von Ruß und Staub geschwärzt und der herab rinnende Schweiß hatte leichte Furchen hineingegraben, die es in grotesker Weise verzerrten.

Die hellen Augen lagen unheimlich tief in den ruhigen Höhlen, aber nicht klar und intelligent wie sonst war ihr Blick, sie glöhten stier, mit einem fast blöden Ausdruck.

Ein Verdacht stieg in ihr auf, sie ging direkt auf ihn los: „Du hast Branntwein getrunken,“ sagte sie.

Er zuckte kaum merklich mit den Achseln und schwieg.

Diese Gleichgültigkeit brachte sie noch mehr auf.

„Ich glaube, Du schämst Dich nicht einmal dafür.“

„Etwas muß man doch trinken bei dieser Hitze,“ brummte er, „von dem vielen Wasser wird einem der Magen ganz flau; mit ein paar Stamperln richtet man sich ihn wieder ein.“

„Das ist nicht wahr, ebensogut könntest Du Gift trinken.“

„Es thun's alle.“

„Du sollst es nicht thun und ich hätte es auch nicht von Dir gedacht.“ Sie trat von ihm hinweg und trat an das Bügelbrett, aber sie konnte sich nicht beruhigen. „Wenn Du so anfängst, dann wirst Du bald fertig sein, wirst verkommen und verderben.“

Er lachte trotzig auf. „Mein Gott, so oder so — es is alles eins, wie man hin wird.“ Er wollte aufstehen und fühlte sich doch gehalten; er ließ den Kopf gegen die Brust sinken und mit den Zähnen die Lippen zerfleischend, stierte er vor sich hin. Sie hatte die Arbeit wieder aufgenommen.

Der Stahl war heiß, sie mußte acht geben, um das Leinen nicht zu versengen, sie beugte sich sorgfältig darüber und das schwarze Haar fiel tiefer über die bloße Stirn.

Es blieb still. Wellen glitt, mit Hie und da, wenn das Eisen die Luft um sich her knisterte es unter der Entzündung des Dampfes, der in Wolken emporstieg und ihr Gesicht verhüllte.

Aber jetzt zischte das Eisen auf, als wenn ein Tropfen Wasser darauf gefallen wäre.

Fritz hob den Kopf; mit weit aufgerissenen Augen starrte er zu ihr hinüber.

Sie bügelte ruhig weiter, von weißen Schleiern umwoben. Plötzlich schlug er sich mit der Faust vor den Kopf, als wolle er ihn zerschmettern.

„Fritz!“ rief sie, von seiner Leidenschaftlichkeit erschreckt, dann ernst und sanft: „Du thust mir leid, Du warst auf einem so guten Weg — Du hast Dich in die Gewerbeschule einschreiben lassen, hast Bücher verlangt — der Eifer ist bald verbracht — Du liest nichts mehr — Du interessierst Dich für nichts — Du kommst ganz herunter, bis — zum Branntwein sinkst Du herab.“

„Was soll ich denn machen!“ schrie er auf, in einem heisern Ton, in dem Verzweiflung lag. „Wenn ich jetzt den Hammer hinwerf', dann bin ich fertig . . . dann bin ich blöd . . . nicht einmal das Eisen schmeckt mir mehr, so abgeradert bin ich — soll ich vielleicht da noch was lernen? man hat ja kein Hirn mehr in seinem Schädel, keinen Atem in der Brust und zu nichts mehr a Freud', wenn man am ganzen Leib wie ausgegört und gerädert ist, und da —“

Er schwieg plötzlich; heiße Scham überkam ihn, wozu winselte er ihr da was vor, das weiß sie ohnedem, oder willst Du elender Kerl, daß sie sich um Dich gräme? . . . Und wenn sie vorhin wirklich — Er fuhr sich einigemal über die Stirn, um die wirren und verwirrenden Gedanken zu ver scheuchen, um sich zu ermannen.

Er stand auf und während er seine Armmuskeln streckte, sagte er trocken und ruhig: „Jetzt geh' ich, die Pause ist vorüber.“

In der That, die Hämmer, die eine Weile geruht, ließen sich wieder vernehmen, sowie das Pfäuchen des Blasbals.

„Wird noch weiter gearbeitet? Ihr arbeitet schon vier-zehn Stunden.“

„Wir werden heute sechzehn arbeiten.“

„Kann denn ein Kleinmeister arbeiten lassen, so lange er will?“

„Freilich kann er das.“

„Und er findet die Leut' dazu?“

„So viel er will. Mein Gott, heutzutage ist jeder froh, wenn er Arbeit hat.“

Sie nickte traurig ihm zu und wiederholte langsam und leise: „Ja, man muß heutzutage froh sein, sehr froh, wenn man überhaupt etwas verdient.“

Da riß es ihn empor. Was er eben gedankenlos ausgesprochen, das erhielt in ihrem Munde, mit dieser müden Resignation ihm nachgesprochen, eine eigentümlich aufreizende Bedeutung. Die Zerrüttung und Hoffnungslosigkeit einer ganzen Klasse von Menschen war damit gekennzeichnet, und durch die Voraussetzung ihrer Wehrlosigkeit auch die Fortdauer dieses Zustandes besiegelt.

Seine Fäuste ballten sich unwillkürlich und aus der Tiefe seines Glends selbst wuchs der Widerstand hervor — als eine gesunde Kraft, die seine Muskeln schwellte und sein Jünglingsherz kräftiger schlagen ließ.

Wie, rief es in ihm, froh sollten wir sein, ein solches Leben zu führen? Ein Leben, ärger wie ein Hund — froh sein darüber, daß wir innerlich so ausgepumpt werden, bis zur Verblödung, uns selber zum Ekel? — froh, froh darüber sein, wenn man doch ein Mensch ist! Und das sagt sie, die ihm soeben seine Schwäche zum Vorwurf gemacht hat? Sie will es begreiflich finden, daß man zufrieden sich giebt, wenn man



sich frühzeitig zu tot rädern darf für ein Nichts, und froh sein, wenn es gelingt, dem andern den kargen Bissen aus dem Munde zu reißen, um damit seinen eignen Hunger zu stillen? Nein, nein, nein! rief es in ihm, das ist Schmach und Verderben — nicht froh dürfen wir sein, empört müssen wir sein, wehren müssen wir uns gegen unsre Bedrücker. Er verstand jetzt alles, was er in den Versammlungen gehört, er war zum Bewußtsein seiner Klassenlage gekommen. Er hob den Kopf, und zum erstenmal sieht er diese Frau, die, seit er denkt, für ihn der Inbegriff alles Schönen und Bornehmen gewesen war, und nun, gleich ihm, von Ueberarbeit erschöpft, vor ihm steht, als eine Gleichgestellte an.

ein. Wie wieder soll ich Sie mir. Ich sehe mein Unrecht kommen.“

„D.“ sagte sie abwehrend — „versprich nicht, was du nicht halten kannst.“

„Ich werde es halten — Sie werden sehen — ich verspreche Ihnen —“

„Was versprichst Du mir mein Kind?“

„Daß ich ein braver Mensch werden will — Sie sollen sich nicht mehr für mich zu schämen haben, meine Hand darauf.“

Er streckte sie ihr entgegen.

Als sie die ihrige hineinlegte, hatte sie nicht das Gefühl, als ob sie eine weiche Menschenhand berührte, etwas aus Fleisch und Blut — rauh, hart, schwer und trocken, wie das Stück Eisen, das sie bearbeiteten, war diese Hand.

Aber wie sie sie hielt, spürte sie ein Hämmern darin, es war der Pulsschlag eines jungen, kräftigen Herzens.

„Geh jetzt, mein Kind.“ sagte sie herzlich. „Gute Nacht.“

„Gute Nacht, Frau Witte.“

## 7. Kapitel.

Unsre beiden Wehrpflichtigen, Fritz und Emil, hatten den Dienst angetreten.

Sie wurden, nachdem sie eine Woche lang eingesperrt in der Kaserne gehalten, und noch ehe sie ihre Monturen erhielten, nach Troppau, ihrem Ergänzungsbezirk, in dem gleichzeitig die Garnison lag, befördert. Im Hause Schönbrunner war es nach ihrem Abgang recht still geworden.

Die Briefe der jungen Soldaten wurden zum Ereignis.

Emil pflegte sich kurz zu fassen; er sei ein Feind vom Briefschreiben, versicherte er, und man merkte das seinen Briefen auch an. Es fiel ihm schwer, Gedanken und Gefühle in Worte zu kleiden. Fritz hingegen schrieb ausführlich und korrekt.

Seine Briefe waren an Frau Witte gerichtet, und sie hatte ihre Freude daran.

Mit Selbstgefühl erzählte er von ihren Märschen und Exerzitten, und wie sie diesen Strapazen vollständig gewachsen seien. Sie waren beide gesund, und ihnen, die bisher in finsternen, dumpfen Kellerlokalitäten gearbeitet hatten, wurden diese körperlichen Uebungen in freier Luft zur Lust, sie freuten sich ihrer Kraft.

Die Ueberanstrengungen, die ihnen nach dieser Richtung hin immer häufiger zugemutet wurden und bis zur Quälerei sich steigerten, verschwiegen sie, nicht nur in ihren Briefen nach Hause, sondern auch vor den Kameraden selbst, wenn auch aus verschiedenen Motiven.

Bei Fritz war es ein gesunder Ehrgeiz, ein sociales Empfinden, das auch die Jünglinge des alten Griechenlandes beseelte, im Ertragen von Anstrengungen und Schmerzen keinem andern nachzustehen. Er fürchtete nichts mehr, als von den Kameraden für einen Schwächling und Feigling gehalten zu werden. Emil hingegen schwieg, weil er fürchtete, daß unter ihnen Spitzel seien und daß die Briefe möglicherweise geöffnet würden.

Nur in seinen Liebesbriefen an Gusti fügte er kleine Zettelchen an seine Mutter bei, die sie ihr übergeben sollte, ohne daß der Vater es merkte.

Sie enthielten seine Klagen, zugleich mit der Aufforderung, ihm „etwas Gutes“ zu schicken. Die Kost in der Kaserne habe ihm bereits den Magen verrennt, das Fleisch sei so fett, die Knödel wieder ganz ungeschmalzen, dazu das ewige Sauerkraut und die Binsen.

Er sehnte sich nach den famosen Mehlspeiserln der Mutter, die sie, wie keine andre zu bereiten verstünde; sein Korporal sei derselben Meinung.

(Fortsetzung folgt.)

## „Man nennt das Bakschisch.“

Der königliche Kaufmann zieht hinaus in die Welt. Er hat den Adlerblick. Er sieht in die Zeiten und in seinem Gehirn arbeitet die Zukunft. Man nennt das nicht nur Adlerblick, sondern auch Thatkraft und Unternehmungsgeist.

Erfürchtigt neigen sich die niederen Völker vor der Allgewalt dieser überlegenen Kultur. Der deutsche Name ertönt und siegt. Deutsche Treue, deutscher Tiefinn, deutscher Fleiß, deutsche Energie rühren selbst die erhabene Majestät, die in Konstantinopel weise über dem Reiche der Gläubigen waltet. So entsteht der strahlende Triumph. Deutschland schlägt im Wettbewerb der Intelligenz und der Arbeit die neidberstenden Völker. Deutschland baut in Kleinasien die Bagdadbahn, diesen herrlichen Stolz neudeutscher Weltpolitik. Der Professor kommt hinzu und zaubert aus altem Schutt das einstige Land des Paradieses. Die Wiege der jüdisch-christlichen Offenbarung kann nicht anderswo stehen als in dem Lande, dem die Natur einigt sich: deutsche Tugend, Tüchtigkeit und Gelehrsamkeit. Kein Wunder, daß uns ob solcher Erfolge die andren Nationen mißgünstig sind, uns verleumdend und angreifend.

Das ist das Spiel auf der offenen Bühne: Man vernimmt die rollende Phrase. Die Führer des Menschengeschlechts wandeln auf den Höhen. Mit Adlerblicken — Helben der Sittlichkeit und des lähnen Strebens. Sie bauen im alten Paradies eine normalspurige Bahn, mit paradiesischen Mitteln aus der goldenen Zeit vor dem Sündenfall . . .

In dem dunstigen Saal des Moabiter Gerichtsgebäudes, da man die Leichenteile der Pommerbank mit schauernder und zaudernder Neugier untersucht, sitzt ungesehen auf der Zeugenbank die Weltgeschichte. Sie hat sich fast ganz abgeschminkt, und offenbar in der Eile seine Zeit gehabt, vollständige Toilette zu machen. Unter den Augen hat sie zwar noch den schwarzen Strich, der ihr den Reiz der Mytil und des erhabenen Geheimnisses verleiht. Aber sonst ist das Gesicht faßl und gelb. Ist doch eine alte Bettel. Das roiblonde Haar ist schlecht gefärbt und man merkt deutlich den Lieferanten. Und auch der Wüstenhalter funktioniert nicht ordentlich. Alles wüßt und wellt. Die alte Dame hat doch zu viel durchgemacht, und im Gerichtssaal wird man nachlässig in der Renovierung der Schönheit. In ihrem Pompadour aber steht sie hastig nach, wie viel ihr noch geblieben von dem Lohn der Tugend . . . Man nennt ihn auch Bakschisch.

Pföglisch wird das Gespenst mumter! Eine interessante Verhandlungsszene sichert, den Sterblichen unhörbar, neben der in menschlichen Lauten geführten Verhandlung. Die Eingeweide fangen an auszusagen:

Der Vorsitzende: Man behauptet, Sie seien allein mit dem Adlerblick nach Konstantinopel gefahren.

Der königliche Kaufmann: Gewiß, mit dem Adlerblick, und natürlich auch noch mit andrem Gepäc.

Der Vorsitzende: Darf ich fragen, worin das bestand?

Der königliche Kaufmann: Im Vertrauen, Herr Rat, der Adlerblick ist nur für das Publikum. Damit wir aber vorwärts kommen, haben wir das — Ehedbuch.

Der Vorsitzende: Natürlich, das Reisen kostet Geld.

Der königliche Kaufmann: Aber noch mehr die Kunst der Ueberredung. Sehen Sie, wir befanden uns doch Seiner Majestät dem Sultan gegenüber, na — und da —

Der Vorsitzende: Ich will nur bemerken, daß der beste Bagdad-Kemmer, Herr Professor Delisch, sich wie folgt über diese Angelegenheit geäußert hat: „So sei denn das gewaltige Werk, welches die Deutsche Orient-Gesellschaft drüben auf der Ruinenstätte Bagdad vollführt, allen Fremden von Kunst und Wissenschaft von neuem ans Herz gelegt! Die huldvolle Unterstützung aber, welche Seine Majestät der Sultan allen deutschen archäologischen Unternehmungen, allen deutschen Forschungsreisenden auf dem Boden seines weiten Reiches andauernd zu gewähren gesegnet und welcher die deutsche Wissenschaft allezeit dankbarst eingedenk bleiben wird, sie bleibe auch der deutschen Orient-Gesellschaft in aller Zukunft erhalten!“ So spricht und schreibt ein deutscher Professor, der's wissen muß.

Der königliche Kaufmann: Verzeihung, ich sprach nicht von den Ausgrabungen. Da mag's ja anders sein. Es ist schließlich nichts unmöglich. Ich aber meinte die Bahn. Sie glauben gar nicht, wie wohlthätig so ein türkischer Hof ist, wenn wir Bahnen wollen!

Der Vorsitzende: Sind Sie Monarchist?

Der königliche Kaufmann: Begeisterter! Ich bitte Sie, was nügen uns die konstitutionellen Staaten! Nur die absolute Monarchie ist von Vorteil. Da braucht man nur einen Menschen oder ein paar zu überzeugen, wie glücklich wir uns fühlen würden, wenn sie uns erlaubten, daß sie auf unsre Kosten Wohlthätigkeit größten Stils treiben. Ein Einzelner wird sich niemals weigern, wohlthätig zu sein. Hingegen unter ein halb Tausend Parlamentariern findet sich doch immer einer oder der andre, der sich sträubt, und schließlich bringen die dann noch alles ans Licht, während die Kunst der Wohlthätigkeit, die man Bakschisch nennt, naturgemäß nur in Dämmerung und Schweiß sich entfaltet, eine wahre Königin der Nacht. Hingegen beim Alleinherrscher sind wir sicher aufgehoben. Die Eunuchen sind diskret . . .



Der Vorsitzende: Sie wollen also behaupten, daß Sie aus guter monarchischer Gesinnung, dem „Sultan gegenüber“ —

Der königliche Kaufmann: D, ich kann mit nationalem Stolz bekennen, daß wir auch auf diesem Gebiet die andren Völker — und der Wettbewerb ist fieberhaft — überflügelt haben. Wir kaufen nicht. Wir halten noch auf Religion und Wohlthätigkeit... Kurz, man nennt das Bakshisch und man weiß, wozu man das giebt —

Der Vorsitzende: Wozu? Ich nehme an: Zum Bau von Moscheen.

Der königliche Kaufmann: Ich bin kein Architekt und kein Fremdenführer. Ich habe mich nicht danach erkundigt, ob Moscheen gebaut worden sind. Ich bin natürlich für die Förderung jeder Religion...

Der Vorsitzende: Es steht also fest, daß Sie größere Summen zum Bau von Moscheen hergegeben haben.

Der königliche Kaufmann: Ich nehme das an! —

Die Bettel auf dem Zeugenstand lächelt. Sie krant in ihren alten Erinnerungen. Was hat sie doch schon im Laufe der Jahrtausende auf diesem Wege eingenommen und geleistet! Das ist die Lösung aller Rätsel. Bakshisch ist der Weltgeist.

Deutschland hat zwar freundschaftliche Beziehungen zur Türkei, aber sonst keine Nehnlichkeit. Schon die bei uns herrschende Vielweiberei tritt in der Türkei nur ganz vereinzelt auf. Vor allem aber nennt man „das“ bei uns niemals Bakshisch und man weiß niemals, wozu man „das“ giebt.

Man ist ja auch bei uns sehr wohlthätig, aber nur für öffentliche Zwecke, für Frömmigkeit, Wissenschaft und Wohlfahrt, und alles geschieht in edler, reiner Absicht. Wenn eine Bank einem Journalisten 12 000 Mark jährlich giebt, so thut sie das, um ihm den Betrieb freier, unabhängiger Wissenschaft zu ermöglichen. Wenn ein Bankdirektor einem Prejektiv 25 000 Mark für die Anlegung eines Fahrstuhls stiftet, so thut er das lediglich deshalb, weil er die durchaus kulturelle Anschauung hat, daß man den Weg der öffentlichen Meinung in jeder Weise erleichtern müsse. Und wenn derselbe Kaufmann schließlich für einen Kammerherrn ein Konto von mehr als einer halben Million zur Verfügung stellt, so wissen Geber und Empfänger eben nur, daß Gottes Segen zu erlangen, nichts zu teuer sein kann. In der rucklosen Türkei nennt man das Bakshisch, in dem Christlich-frommen Deutschland nennt man's ernst und bieder: K-Konto.

Das K-Konto herrscht im Reiche der höheren Gesellschaft, es ist angelegt, um die göttliche Vorsehung auf — architektonischem Wege für die Zwecke des königlichen Kaufmanns zu gewinnen. Gegenüber den unteren Ständen aber hat man ein noch jümreichereres und sehr viel billigeres Mittel erfunden, um gewisse Zwecke durchsetzen zu können. Wäre Deutschland die Türkei, so würde man von einem „negativen Bakshisch“ reden dürfen. Um einen kirchenbauenden Kammerherrn zu Sympathieumgebungen zu veranlassen, spendet man ihm ein K-Konto von etlichen Hunderttausenden. Um einen Arbeiter aber zu veranlassen, daß er die politische Gesinnung seines Vorgesetzten bethätigt und das Bier von dessen Verwandtschaft trinkt, entzieht man ihm einen Teil seines Lohnes durch Strafverkegung und überzeugt ihn auf diese Weise von den Gesinnungen seiner Arbeitgeber. Ich vermute, daß man es bei den Türken in der Ausbildung des Bakshischprinzips noch nicht bis zu dieser negativ-proletarischen, noch wirksameren und einträglicheren Methode gebracht hat.

Um Menschen für fromme Wohlthätigkeit Summen zur Verfügung stellen zu können, muß natürlich die Religion in ungebrogener Kraft wirksam sein. Deshalb scheint das System in dem heidnischen Frankreich neuerdings minder zu gedeihen. Eben erfahren wir von solcher Verstocktheit gegen edle und bare Zumutungen, Wohlthätigkeit großen Stills zu treiben. Der Ministerpräsident der französischen Republik hat in der Kammer enthüllt, daß der durch die Fabrikation eines himmlisch-irdischen Schnapfes zu Ruhm und Reichtum gelangte Karthäuser-Orden ihm zwei Millionen (auf K-Konto?) zur Verfügung stellen wollte, wenn er so gefällig wäre, deren Niederlassung nicht aufzulösen. Der Unmensch aber hat sich geweigert, sich derart wohlthätigen Zwecken hinzugeben. Der tüdtische Grund ist leicht zu erraten. Herr Combes ist gottlos. Was soll er also mit zwei Millionen anfangen. Er baut ja keine — Kirchen! —

Joc.

### Kleines feuilletton.

ew. Roggenfeld bei Wind. Wir gingen auf einem schmalen Wege dahin, der zwischen endlosen Roggenfeldern lag. Meinem Begleiter erschien die Gegend sehr nichtern und er war froh, als er die Bahnstation erreicht hatte, von der aus er in die Stadt zurückkehren wollte. Ich ging denselben Weg zurück. Es war gegen Abend, die Sonne stand schon tief und ein leichter Wind hatte sich erhoben. Die ganzen weiten Roggenfelder kamen in Bewegung, es wogte in ihnen wie Wellen, die sich über die Wasserfläche dahinwälzen. Und als ich so auf dem schmalen Wege zwischen den Feldern dahinging, da war mir, als führe ich in einem kleinen Fischerboote durch das unendliche Meer. Ich fuhr auf hohen Wellen dahin, hier öffneten sich weite Wasserthäler, dort

türmten sich hohe Wasserklämme auf. Aber rasch und leicht, ohne besonderes Geräusch zogen die Wellen über das Roggengefilde dahin. Und nun bog sich mein Weg und ich hatte untergehende Sonne vor mir. Ihre roten Feuerstrahlen übergossen das grau-grüne Weizenmeer mit einer strahlenden Pracht. Und wie im Winde die weiten Wellen über die Felder dahinfließen, da huschten mit ihnen dunkle Schatten durch das Meer. Und die Schatten kämpften mit dem Licht, bald verschwanden sie hier, um dort wieder zu erscheinen, und bald waren sie schwarz, bald purpurn, bald dunkelgrün. Auf dem ganzen wogenden Roggenmeere vereinten sich die Farben zu wechselnden Sinfonien.

Glühender wurde die Abendsonne und der Wind wehte leiser. Die Wellen gingen sanfter. Und nun sah man, wie sich die Wehren zierlich vor einander verneigten und einander grühten. Sie lehnten die Köpfe gegeneinander und kühten sich verstoßen, um sich bald wieder zu erheben und zu thun, als wäre gar nichts geschehen. Aber von neuem lehnten sie Wange an Wange und Mund an Mund. Und kleine zarte Rauchwölkchen wie vom Hauche feiner Cigaretten. Und die Wölkchen wirbelten um die Wehren. Es war ein lustiges nedisches Wirbeln von Halm zu Halm. Und wie die Wehren sich vor einander verneigten und einander liebkosten, da ward das Wirbeln immer reger, bis die kleinen zarten Wehrenköpfe ganz bestäubt waren. Da sah ich, daß die Roggenfelder heute ihr Liebesfest feierten im Schein der Abendsonne, beim leichten Spiel des Windes.

Das Tagesgestirn war verschwunden, aber der Nachglanz seines Niesenlichtes thronte noch rosenrot am Westhimmel. Fahler war das Weizenmeer geworden, ernster und feierlicher. Wieder wiegten sich die Wellen und liefen in weiten Reihen durch das Feld. Unaufhörlich wogten sie, bald hier, bald da; ohne Ende, ohne Ruhe schien mir ihr Treiben. Jeder Halm mußte sich neigen, damit dieses Wogen über das weite Gefilde entstehe. Jeder muß sich regen, jeder seine Bestimmung erfüllen. Was ist der Einzelne? Ein schwacher Halm. Aber zusammen sind sie die gewaltige Macht, die das ganze Gefilde beherrscht. So zu Billionen und aber Billionen vereint, liefern sie den Menschen das tägliche Brot. —

— Einen neuen Insekten-Fangapparat für Sammelzwecke beschreibt R. Sieberh in der Wochenschrift „Nerthus“ (Altona-Ottensen. Chr. Adolff.): Für denjenigen, der sich zur Befriedigung seines Wissenstriebes und aus Liebe zur Sache in den Besitz einer mit Sorgfalt und Genauigkeit selbst angelegten Insektensammlung setzen will, giebt es allerwärts Material; Garten, Wiese, Wald und Feld müssen dazu ihre Beiträge liefern. Botanixtrommel und Fangnetz dürfen bei den Spaziergängen in der freien Natur nicht fehlen. Mit Geschid wird Blatt- und Blütenwerk mit dem Netze leicht gestreift, und mancher kleine Gast wird so erwischt. Bei untergehaltenem Fangnetze klopfen und schütteln wir die den Pflanzen anhaftenden Käfer, Larven und Raupen ab. Alles wandert in die bereit gehaltene Botanixtrommel. Endlich hat diese einen genügenden Vorrat aufgenommen; vergnügt und befriedigt treten wir die Heimreise an. Zu Hause wird das ganze Fangergebnis einer eingehenden Bestätigung unterworfen. Die größeren Tiere sind rasch ergriffen und betäubt, nicht jedoch die kleineren und kleinsten. Oft stundenlang arbeiten wir in den kleinen Mischhäuschen von Blütenstücken, Blattstücken und Insekten herum, um der winzigen Wesen mittels der mit Speichel angefeuchteten dünnen Holzstäbchen habhaft zu werden. Wahrscheinlich, eine recht mühselige, anstrengende Thätigkeit nach einem nicht selten ermüdenden Spaziergange! Was Wunder darum, wenn unter solchen Umständen die die reiche Beute fassende Botanixtrommel mitunter bis zum folgenden Tage die Wand schmückt und auf das so nötige Sondern des Mitgebrachten bis dahin verzichtet werden muß; wenn auch später ein großer Teil des Fanges dadurch, von einzelnen Mitgefangenen getötet oder halb verzehrt, zu unserm großen Leidwesen für die Sammlung verloren geht, ganz abgesehen von der wenig schonungsvollen Behandlung der Tiere.

Alle diese Unzuträglichkeiten werden dagegen vermieden bei Anwendung eines Verfahrens, welches ich nunmehr seit einigen Jahren praktisch verwerte. Ich benutze dazu einen viereckigen Kasten von 1 Meter Länge, 50 Centimeter Breite und 30 Centimeter Höhe, der, aus Holz gefertigt, ähnlich wie ein Tisch auf 4 Füßen ruht und einen beweglichen Holzdedel trägt, der zur Herstellung eines hermetischen Verschlusses und zur Fernhaltung der Insekten auf der Innenseite mit einer Mischung aus Kalk und mit Petroleum verdünntem Terpentinöl überzogen ist und auf der Außenseite eine kleine Handhabe aufweist. Nach jedem Spaziergange übergebe ich meinem Kasten das ganze Produkt meiner Jagd. Angetrieben durch den petroleumschwangeren Terpentingeruch suchen alsbald alle Insekten sich schleunigst zu retten. Diefem Umstande ist Rechnung getragen durch eine einzige im Boden des Kastens angebrachte Luft und Licht einlassende kreisrunde Oeffnung von 10 Centimeter Durchmesser, durch welche nach wenigen Augenblicken die „Gesammelten“ den Ausgang zu finden beginnen. Unter diesem ist ein langes, cylindrisches Glasgefäß mit entsprechend großer Oeffnung aufgestellt, in welches die Insekten hineinfallen. Eventuelle Kämpfe und daraus erwachsende Beschädigungen der letzteren sind ebenfalls durch eine besondere Einrichtung vorgeesehen. Im Innern des Glasgefäßes ist nämlich ein Metallringel angebracht, der in regelmäßigen Abständen angelötete Siebe in verschiedener Stärke trägt. Während das erste von oben durchlöcherungen von 1 Centimeter aufweist, wo-



Durch alle entsprechend großen Insekten zurückgehalten werden, zeigt das zweite solche von 1/2 Centimeter, das dritte von 1/3 Centimeter und das vierte von 1/4 Centimeter. Auf diese Weise finden sich die Insekten derselben Größe auf einem jeden der Siebe zusammen, und es wird mir um so leichter, dort ihrer habhaft zu werden, da ich sie insgesamt mit 2—3 Tropfen Chloroform einschläfere, ehe ich sie von den einzelnen Sieben wegnehme. Die große Einfachheit des Verfahrens ermöglicht es mir, in wenigen Stunden des Sommers einige Tausend Insekten zu gewinnen, ohne daß ich mich dabei abmühe; auch brachte mir der Apparat einige kleinere Species, deren ich bisher nicht habhaft werden konnte. —

**Psychologisches.**

ss. Die Psychologie der Todesstunde. Ueber das, was in einer Menschenseele und in einem Menschenkörper in der letzten Lebensstunde vor sich geht, wissen wir ziemlich wenig, und die Wissenschaft hat sich im wesentlichen darauf beschränkt, die letzten Augenblicke zum Zweck der Aufklärung der letzten Willen zu studieren. Der Augenblick aber ist das Nahen des Todes und der damit verbundene Geisteszustand so anormal, daß allgemeinere Schlüsse sich daraus schwerlich ziehen lassen. Vor allem fehlt der Todeskampf im eigentlichen Sinne, der allerdings auch bei einem natürlichen Ende nicht immer erkennbar auftritt. Was sich über die Psychologie der Todesstunde sagen läßt, schildern in einer anschaulichen Darstellung die „Blätter für Volksgesundheitspflege“ nach den Untersuchungen von Dr. Nade. Von den Sinneskräften scheint das Gehör am längsten erhalten zu bleiben, selbst wenn das Bewußtsein nicht mehr klar ist, weil auf starkes Anrufen der Sterbende gewöhnlich noch mit Bewegungen des Kopfes, der Lippen oder der Hände antwortet, vielleicht sogar auf bestimmte Fragen noch mit ganz vernünftigen Worten. Das Augenlicht nimmt gewöhnlich früher ab. Was den Zustand des Geistes im allgemeinen betrifft, so kann er entweder bis zum letzten Atemzug klar sein oder schon für kürzere oder längere Zeit vorher eine Trübung verschiedenen Grades erfahren. Vollständige Geistesklarheit bis zum letzten Augenblick ist selten, dagegen flackert der Geist oft nach starker Trübung für kurze Zeit noch einmal auf. Die Herabsetzung des Bewußtseins kann entweder in traumähnlicher Art erfolgen oder in einem Zustand der Verwirrung, die sich wohl auch in unzusammenhängenden Worten laut äußert. Wenn nach schwerem Todeskampf oder nach langen Schmerzen, die dem Gesicht oft den Stempel höchster Angst aufgedrückt haben, ein sanfter Ausdruck in den Zügen erscheint, so erklärt sich das aus dem Nachlassen der Muskelspannung, deren Eindruck auf einem geistvollen Gesicht noch bedeutender sein muß. Beachtenswert ist die Thatsache, daß die sogenannte Todesfurcht in der Hauptsache als ein Kulturprodukt aufzufassen ist; sie ist ebensowenig bei den Naturvölkern zu finden wie bei den Kindern. Der Einfluß der Kultur auf die Zunahme der Abneigung gegen das Sterben bleibt dabei deutlich erkennbar und auch erklärlich, denn mit der Kultur wächst der Selbsthaltungstrieb und die Liebe zum Leben, das durch sie einen reicheren Inhalt und deshalb größeren Wert gewonnen hat. Man kann daher geradezu sagen, daß die Abnahme der Todesfurcht ein schlechtes „Zeichen der Zeit“ ist, und in die gleiche Richtung verweist selbstverständlich die Zunahme der Selbstmorde. Die vergleichende Forschung lehrt, daß die Germanen von jeher mehr am Leben hingen als die Südrömer und die Slaven, sodaß also auch Rassenunterschiede dabei von Wichtigkeit sind. —

**Völkerverkunde.**

— Seerosensamen als indianisches Nahrungsmittel. Daß die nordamerikanischen Indianer sich vieler vegetabilischer Nahrungsmittel bedienen, ist längst bekannt, und der Wasserreis (*Zizania aquatica*) wird von ihnen sogar, in einer Art Uebergang zum Ackerbau, kultiviert und geerntet. Ueber eine neues Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, welches, wie es scheint, nur auf die Klamath-Indianer in Oregon beschränkt ist, werden wir von F. V. Coville jetzt belehrt (Rep. of the U. S. National Museum for 1892). Es handelt sich um eine Leichrose, die unserer gelben Leichrose verwandt ist, um die *Nymphaea polysepala*, welche in großen Mengen im Klamathsee und den angrenzenden Sümpfen wächst. In den letzteren sollen etwa 10 000 Acres ganz mit der gelbblühenden Sumpfpflanze, welche die Indianer Wota nennen, bedeckt sein. Auf Einbäumen von etwa 6 Meter Länge und 0,60 Meter Breite fahren die Indianer in die Marschen und auf den See und heimsen die reifen, samenerfüllten Früchte ein, die zahlreiche, zweizentnergroße, weiße, mehligte Körner enthalten. Sie müssen dann in einer Grube eine Art Gärung durchmachen, wo sie in eine schleimige Substanz übergehen. Getrocknet oder in verschiedener Art behandelt, liefern sie eine Menge mit besonderen Namen bezeichneter Speisen. Man verzehrt sie gesalzen und mit Milch, und die so bereiteten Gerichte sind so vorzüglich, daß der Verfasser ihre Einführung in die Küche der Weißen befürwortet. Die Erntezeit der Wotas im Klamathlande dauert sechs Wochen, von Mitte August bis Ende September. — („Globeus“.)

**Technisches.**

st. Briefbogen als Grammophonplatten. Die vielseitige Verwendung, welche Phonograph und Grammophon gefunden haben, lassen ingenieure Köpfe immer neue Zwecke aufspüren, denen die genannten Apparate nutzbar gemacht werden können. Das

Neueste auf diesem Gebiet sind jedoch Postkarten, Briefkarten, Briefblätter, Papierstreifen oder dergleichen, auf welchen die phonographischen Zeichen zwischen Rippen angebracht sind, welche einem vom Empfänger mit der Hand geführten geeigneten Abtaster als Führer dienen.

Diese Blätter werden in folgender Weise hergestellt: Es wird zunächst auf einer Platte aus geeignetem Material entweder nach phonographischer oder grammophonischer Manier die Aufnahme bewirkt und von dieser akustischen Schrift wird sodann ein Metallnegativ, beispielsweise auf galvanischem Wege entnommen. Mit diesem Negativ wird dann die Papierfläche gepreßt. Diese Schallschrift wird dann von dem Empfänger mittels eines der Karte beigegebenen Abtasteapparates, welcher aus einem Abtastestift mit Membrane und einem kleinen Hörtrichter besteht, dadurch abgehört, daß der Abtastestift von Hand die Rippen entlang geführt wird. Um dem Abtastestift die nötige Führung zu geben, wird die Schrift auf dem Papier vertieft. Das Original auf der Platte wird zunächst beispielsweise galvanoplastisch in Metall kopiert, so daß die gleichmäßig verlaufende Vertiefungen zwischen den erhabenen erscheinenden Lantauzeichnungen auftreten. Diese Gräben werden dann auf bekannte Weise tiefer geschnitten. Wird nun mit einer derartigen Matrize das Papier gepreßt, so erscheinen natürlich die Schallaufzeichnungen bedeutend vertieft, so daß dem Abtasten mittels des Abtasteapparates von Hand eine sichere Führung gegeben ist. —

**Humoristisches.**

- Fortschrittlich. „Sie verlaufen fast täglich frische Butter — und haben doch gar keine Klühe!“
- „Ja — das war' mir schon z' dumm, wenn ich mit meiner Butter von so einer dummen Kuh abhängen müß!“ —
- Bäh. „Wünschen Sie e' schönes billiges Buch?“
- „Ich lese nicht!“
- „Vielleicht für die Frau und die Kinder?“
- „Hab' keine Frau und keine Kinder — hab' nur eine Kuh!“
- „Also machen Sie, daß Sie weiterkommen!“
- „Nu', vielleicht woll'n Se emal e' Buch nach der Kuh werfen!“ —
- Gefährlich. „Ich gäh' was d'rum, wenn ich wüßte, was sich meine Braut zum Namenstag wünscht!“
- „So frag' sie doch einfach!“
- „Ja . . . so viel will ich doch nicht ausgeben!“ — („Fliegende Blätter“.)

**Notizen.**

- Luise Dumont wird ihr, erst für Weimar projektiertes, Theater nunmehr in Düsseldorf errichtet; das neue, auf die intimste Kunstwirkung berechnete „Schauspielhaus“ soll 1906 eröffnet werden. —
- „Jerminfried“, ein fünfaktiges Drama von Bruno Calbo, ist vom Weimarer Hoftheater und vom Leipziger Stadttheater zur Aufführung angenommen worden. —
- Musikautorenrecht in England. Im englischen Unterhause ist ein Antrag zum Musikautorenrecht angenommen worden, wonach ein Eigentümer ausländischer Kompositionen diese in England innerhalb zwölf Monaten nach ihrem Erscheinen registriert haben muß, um berechtigt zu sein, strafrechtlich wegen Verletzung des Autorenrechts vorzugehen. —
- c. Altgriechische Musikerhonorare. In den „Good Woods“ werden einige Angaben über die fabelhaften Preise gemacht, die die Flötenspieler im alten Griechenland verlangten. Die beliebten Flötenspieler standen im Altertum weit über den vergötterten Pianisten der Neuzeit, sie wurden den Fürsten gleichgestellt. Die Summen, die diese Virtuosen für ihr Spiel verlangten, waren sehr groß. Es wird z. B. berichtet, daß der Flötenspieler Ismenisa, der im 3. Jahrhundert v. Chr. in Athen und Korinth spielte, in der Regel 4000 M. für ein Auftreten verlangte. Diese Summe würde in unsere jetzigen Verhältnisse übertragen 12 000 bis 16 000 M. bedeuten. —
- Die kleine Insel Trischen an der Dänemarker Küste zwischen den Halbinseln Frederik VII. Koog und Büsum ist, wie den „Hamburger Nachrichten“ geschrieben wird, im Laufe der Jahre aus einer kahlen Sandbank zu einem grünen Weideland geworden. Ununterbrochen hebt die Nordsee hier Schlick ab, so daß die Insel jetzt bereits eine Größe von 120 Hektar erreicht hat. Sie ist bisher unbewohnt, weil sie bei Hochfluten fast vollständig unter Wasser gesetzt wird. Trischen wird für den Sommer an Herdenbesitzer verpachtet, deren Schafe und Gänse dort fastige Weide finden. Auf dem höchsten Punkte der Insel hat man eine Rettungsboje errichtet, die wöchentlich einmal von Büsum aus mit Schiffszweiback und frischem Trinkwasser versehen wird. Von Seejagdägern wird die Insel im Sommer viel besucht. —
- Der belebteste See der Erde ist, nach einem Auffass in der „Deutschen Alpenzeitung“, der Bierwaldstätter See. Im Jahre 1903 beförderten die zwanzig großen Dampfer laut den statistischen Aufzeichnungen nicht weniger als 1 529 000 Personen. Der Verkehr hat also dort einen ungeahnten Aufschwung genommen, seit der erste Raddampfer am 20. September 1837 den See besuhr. —